

INGRID HOTZ-DAVIES, SCHAMMA SCHAHADAT (Hg.)

**Ins Wort gesetzt, ins Bild gesetzt**

Gender in Wissenschaft, Kunst und Literatur

**[transcript]**

Gedruckt mit freundlicher Unterstützung des Universitätsbunds Tübingen,  
der Gleichstellungskommission der Neuphilologischen Fakultät der Universität  
Tübingen und des Zonta Club Tübingen

#### Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen  
Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über  
<http://dnb.ddb.de> abrufbar.

© 2007 transcript Verlag, Bielefeld

Die Verwertung der Texte und Bilder ist ohne Zustimmung des Verlages  
urheberrechtswidrig und strafbar. Das gilt auch für Vervielfältigungen,  
Übersetzungen, Mikroverfilmungen und für die Verarbeitung mit elektro-  
nischen Systemen.

Umschlaggestaltung & Innenlayout: Kordula Röckenhaus, Bielefeld  
Lektorat & Satz: Schamma Schahadat und Erik Martin  
Druck: Majuskel Medienproduktion GmbH, Wetzlar  
ISBN 978-3-89942-595-6

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier mit chlorfrei gebleichtem Zell-  
stoff.

Besuchen Sie uns im Internet: <http://www.transcript-verlag.de>

Bitte fordern Sie unser Gesamtverzeichnis und andere Broschüren an un-  
ter: [info@transcript-verlag.de](mailto:info@transcript-verlag.de)

## Inhalt

<b>VORWORT</b>	7
<hr/>	
INGRID HOTZ-DAVIES/SCHAMMA SCHAHADAT	
GENDER ALS KATEGORIE IN DER WISSENSCHAFT	
<b>Unterschiede machen. Über die verborgene Macht alltäglicher Praktiken</b>	15
<hr/>	
REGINE GILDEMEISTER	
<b>Unterscheidungsgewohnheiten, Unterscheidungsstrukturen – literarisch und philosophisch reflektiert</b>	32
<hr/>	
KATRIN WILLE	
<b>Geschlecht – Erfahrung – Osteuropa: Geschlechtergeschichte mit „Osteuropa“ im Fokus (19. und 20. Jahrhundert)</b>	56
<hr/>	
NATALI STEGMANN	
<b>Gender Studies und Queer Studies: Neuere Entwicklungen in der Literatur- und Kulturwissenschaft</b>	79
<hr/>	
EVELINE KILIAN	
<b>Das Geschlecht der Dinge. Strategien der Sichtbarmachung in der materiellen Kultur</b>	99
<hr/>	
GUDRUN MARLENE KÖNIG	
GENDER IM BILD	
<b>Hinter den Spiegeln. Anna Al'čuks <i>Figuren des Gesetzes</i> als Testfall der feministischen Kunstgeschichte</b>	119
<hr/>	
ANTONIA NAPP	

<b>Kann ich, bitte, ein <i>feedback</i> bekommen? – Zu alten und neuen Lagen von Gender/Film</b>	133
CHRISTIANE KÖNIG	
<b>War Herakles ein Mann? Bemerkungen zum Stand der literaturwissenschaftlichen <i>Men's Studies</i></b>	160
DOROTHEE KIMMICH	
(VON) FRAUEN ERZÄHLEN	
<b>Scham in den Romanen Jane Austens, oder: Wie die Gender Studies auf den Affekt gekommen sind</b>	181
INGRID HOTZ-DAVIES	
<b>Gender und Ethnizität in der amerikanischen Literatur des 19. Jahrhunderts</b>	207
ISABELL KLAIBER	
<b>Schwesternmord: Poetik, Politik und Gender in der polnischen Romantik</b>	234
SCHAMMA SCHAHADAT	
<b>Nur eine Muse? Die jiddische Schriftstellerin Debora Vogel und Bruno Schulz</b>	257
ANNETTE WERBERGER	
<b>Weibliche Leichen und die Geburt der Gemeinschaft bei Ivo Andrić</b>	287
MIRANDA JAKIŠA	
<b>Über die Autorinnen</b>	305

## Vorwort

Neuere Bücher zum Thema Gender Studies haben das Bedürfnis, in der noch nicht sehr alten Geschichte des Feminismus Position zu beziehen, sei es, indem sie sich als Aufarbeitung einer bestimmten Phase verstehen (so Haas 2006 zum Postfeminismus), zeitlich eine Markierung setzen (Gubar 2000: *Critical Condition: Feminism at the Turn of the Century*) oder aber eine Art Bestandsaufnahme inklusive Zukunftsprognose machen (Müller/Schülting 2006: *Geschlechter-Revisionen: Zur Zukunft von Feminismus und Gender Studies in den Kultur- und Literaturwissenschaften*). Einig sind sie sich alle, dass wir uns in einer Phase der Feminismen befinden, eher im Plural als im Singular, und dass die Epoche feministischer Theoriebildung einer neuen Konzentration auf den Gegenstand der Gender Studies – die Frau, Weiblichkeit/Männlichkeit, die Differenzsetzung und -transgression zwischen beiden – gewichen ist. Dabei müssen die Gender Studies, wenn sie sich positionieren wollen, an zwei Fronten argumentieren, einerseits im Kontext der Gender-Theorie, andererseits im Dialog mit neueren Theoriebildungen im allgemeinen Wissenschaftsdiskurs. Wenngleich diese Theoriendebatte ihre Impulse zum Teil von den Gender Studies empfangen hat (man denke an Judith Butler und die Performanz-These), wird die Verschränkung meist nicht thematisiert.

In der Geschichte des Feminismus bzw. der Gender Studies werden drei Phasen unterschieden: Erstens, eine auf Differenztheorien basierende, auf soziale Konstruktionen und Relationen ausgerichtete Bewegung, die seit Beginn der Frauenbewegung bis in die 70er Jahre aktuell blieb. Virginia Woolf und Simone de Beauvoir galten diesen Wissenschaftle-

## Unterscheidungsgewohnheiten, Unterscheidungsstrukturen – literarisch und philosophisch reflektiert

KATRIN WILLE

Die Lebenspraxis der Geschlechter in vielen Kulturen der Welt und die wissenschaftlichen Reflexionsformen darüber in den *gender studies* öffnen Experimentierfelder mit Unterscheidungsstrukturen. Was unterschieden wird, ob z.B. zwei oder mehr Geschlechter, und wie unterschieden wird, ob z.B. Übergänge zwischen den Geschlechtern zugelassen werden oder nicht, steht zur Disposition und wird lebenspraktisch und theoretisch erprobt. Die *gender studies* haben für die Anliegen der Gegenwart nicht nur eine Fülle von inhaltlichen Informationen und Materialien über *gender* in Geschichte und Gegenwart beizutragen, sondern haben auch denjenigen, die diese inhaltlichen Forschungen immer noch marginalisieren, Strukturwissen über Unterscheidungen und ihre Wirkungen zu bieten. Dies ermöglicht, Praktiken der Unterscheidungsbildung in den verschiedensten Gebieten auf der Spur zu bleiben, sie zu kritisieren und zu transformieren. Die Kreativität in der Erfindung neuer und in der Beschreibung sich überkreuzender Unterscheidungsstrukturen ist in diesem Bereich wissenschaftlicher Reflexion besonders hoch.

Mit diesem Text soll die Aufmerksamkeit auf die Produktion dieses Strukturwissens über Unterscheidungsstrukturen in den *gender studies* gelegt werden. Solche Unterscheidungsstrukturen und ihre Pragmatik, das heißt ihre Wirksamkeit in unseren Handlungen in sozialen Interaktionen, können dann sichtbar werden, wenn Unterscheidungsgewohnheiten durchkreuzt und diese Durchkreuzungen reflektiert werden. Dies,

eine genuin sokratische Aufgabe, ist in der Frauenbewegung, der Feministischen Forschung, in den *gender* und *queer studies* vielfach und vielfältig geleistet worden und zwingt uns dennoch zu immer wieder neuer und anderer Übung, sollen nicht die Unterscheidungsgewohnheiten, in denen wir unseren Alltag einrichten, den Blick auf ihre Alternativen versperren. In der folgenden Art, die Durchkreuzungs- und Reflexionsübung zu vollziehen, soll der erste Part, die Übung im Durchkreuzen von Unterscheidungsgewohnheiten, mit Hilfe eines Stückes Literatur vollzogen werden, das im zweiten Abschnitt ausführlich zitiert wird. Die philosophische Reflexion setzt im dritten Abschnitt ein mit einer methodischen Reflexion auf die Möglichkeiten der Beschreibung und Analyse von Unterscheidungsstrukturen, die eine Rückbesinnung auf den Prozess des Unterscheidens nötig machen. Bei eben dieser Beschreibung und Analyse von Unterscheidungsstrukturen in den Abschnitten vier und fünf dient das lange literarische Zitat als ständiger Bezugstext.

### Unterscheidungsgewohnheiten

Ständig vollziehen wir Unterscheidungsakte, denn nicht nur offensichtlich zweigliedrige Paare wie Frauen und Männer, Kinder und Erwachsene, richtig und falsch, kalt und warm, schön und hässlich sind Unterscheidungen. Unterscheidungen können auch mehrgliedrig sein, wie zum Beispiel die Unterscheidung zwischen drei Staatsgewalten Legislative, Exekutive und Judikative. Auch werden Unterscheidungsakte vollzogen, wo Zuschreibungen vorgenommen werden, wie: „Mädchen essen Eis mit Obst.“ Oder: „Die japanische Sprache kennt eine Fülle von Ich-Formen, deren Verwendung vom Geschlecht und vom Alter abhängt.“ In solchen Sätzen werden sehr elementare Unterscheidungsakte vollzogen, indem z.B. Mädchen von allem Übrigen, über das man sprechen könnte, unterschieden werden. Jeder Auswahlakt, sei er sprachlich oder auch auf der Ebene von Wahrnehmungen oder Handlungen, trifft eine Unterscheidung zwischen dem, was ausgewählt wird, und allem Übrigen.

Es ist aufschlussreich, verschiedene Kulturen auf ihre Präferenzmuster für die Gliedrigkeit von Unterscheidungen hin zu befragen. In der technischen Moderne des Westens herrschen die binären Codierungen vor, wie beim An und Aus der elektrischen Schaltkreise oder der 0 und 1 bei der Programmierung von Computern. In der chinesischen Tradition wird die Welt als Ineinanderschachtelung von Schichten verstanden, und die Schichten folgen verschiedenen Unterscheidungsmustern. Die erste Differenzierungsebene ist die der binären Pole zwischen Yin-Chi und

Yang-Chi, die sich – anders als die binären Codierungen unseres Kulturkreises – gegenseitig hervorbringen und ineinander enthalten sind. Eine weitere Schicht im klassisch-chinesischen Aufbau der Welt ist ein pentatonisches Muster der fünf Wandlungsphasen (vgl. Linck 2001: 168ff). Kennzeichnend für die indische Tradition sind dagegen feingliedrige Reihenbildungen und vielfache Differenzierungen, wie z.B. die fünf Daseinsfaktoren (skandhas) oder der achtfache Pfad (vgl. Elberfeld 2004: 71ff). Ein Blick auf andere Kulturen und Sprachen kann uns davor bewahren, unsere Unterscheidungsgewohnheiten für den selbstverständlichen Ausgangspunkt zu halten.<sup>1</sup>

Viele Unterscheidungsgewohnheiten werden uns durch unsere Sprache nahe gelegt, viele werden uns genauso durch unsere Sprache verschleiert. Wird bei der Verwendung des deutschen Wortes „ich“ ein Geschlechtsunterschied mit ausgesagt oder mit gehört, wird bei der Verwendung dieses Wortes implizit eine Markierung des Geschlechtes des oder der Ich-SprecherIn vorgenommen – oder nicht? Soll das Geschlecht des oder der Ich-SprecherIn sichtbar werden, unsichtbar bleiben, oder ist es irrelevant? Die Frage nach der Sichtbarkeit, Unsichtbarkeit oder Irrelevanz von Geschlechterdifferenzen ist typisch für die *gender studies*, ist aber wohl noch nicht sehr häufig im Zusammenhang mit der Verwendung des Wortes „ich“ gestellt worden. Ein Vergleich mit dem Ich-Sagen in einer ganz anders organisierten Sprache wie dem Japanischen zeigt, welche Unterscheidungen dort konstitutiv sind für die Verwendung des Wortes „ich“, die Unterscheidung nach Geschlecht, die nach Alter und die nach sozialem Stand. Diese Unterscheidungen und ihre Wirkungen werden besonders sichtbar, wenn sie durchkreuzt werden. Es sei ein längeres Stück einer japanischen Autorin zitiert, in dem uns literarisch komparative Ich-Erlebnisse vorgeführt werden, bei denen die Unterscheidung nach Geschlecht besonders in Bewegung gerät. Dieser Text dient gleichzeitig als literarische Einführung in unterscheidungstheoretische Überlegungen, eine Dimension des Strukturwissens, das die Reflexion auf die Geschlechterunterscheidung mit sich bringt.

## Durchkreuzungen: Literarische Reflexion auf Unterscheidungen im Ich

„Unsere Wohnung in Tokyo, die sich in einer Siedlung befand, trug die Nummer zwei-sechs-zwei-null-drei. In dieser Siedlung gab es viele Mädchen in meinem Alter. Eines dieser Mädchen fiel mir besonders auf, weil es sich wie ein Junge als ‚boku‘ bezeichnete. Wir gingen zusammen zur Grundschule. Die meisten Mädchen in dem Alter bezeichneten sich als ‚atashi‘, einige frühreife Mädchen dagegen schon als ‚watashi‘, ein Mädchen aus einer vornehmen Familie benutzte das Wort ‚atakushi‘, dieses Wort roch nach Zypressenholz. Die meisten Jungen nannten sich ‚boku‘, einige freche oder stolze Jungen dagegen ‚ore‘. Es gab natürlich keinen Jungen in dem Alter, der sich schon als ‚watashi‘ oder ‚watakushi‘ bezeichnet hätte. Das hätte lächerlich geklungen, dafür mussten sie noch viel älter werden. Ich hatte Schwierigkeiten mit all diesen Wörtern, die ‚ich‘ bedeuten. Ich fühlte mich weder wie ein Mädchen noch wie ein Junge. Als Erwachsene kann man sich in das geschlechtsneutrale Wort ‚watashi‘ flüchten, aber bis man so weit ist, ist man gezwungen, ein Junge oder ein Mädchen zu sein. Wie einfach wäre meine Kindheit gewesen, wenn ich eine andere Sprache – zum Beispiel Deutsch – gesprochen hätte. Ich hätte dann einfach immer ‚ich‘ sagen können. Man muss sich weder weiblich noch männlich fühlen, um das Wort ‚ich‘ zu verwenden. In der Kindheit vermied ich es, die Worte, die es im Japanischen für ‚ich‘ gibt, zu benutzen. Wenn ich betonen wollte, dass ein Wunsch mein Wunsch war, benutzte ich das Wort ‚diesseits‘: ‚Was diesseits betrifft, ist es gut, wenn wir morgen in den Zoo gehen. Was meine Schwester betrifft, ist es nicht besonders günstig, aber machbar. Also gehen wir morgen in den Zoo.‘ Ich fühlte mich wie ein Ufer, und auf der gegenüberliegenden Seite des Flusses sah ich meine Gesprächspartnerin. Zwischen uns lag ein Fluss. Das Wasser war tief und unruhig, aber wenn man wollte, konnte man den Fluss überqueren. Der Raum zwischen den deutschen Worten ‚ich‘ und ‚du‘ hingegen bleibt abstrakt, man kann ihn nicht durchqueren. Das Mädchen, das das Wort ‚boku‘ benutzte, beherrschte einige beneidenswerte Künste und wurde deshalb von den anderen Kindern respektiert: es konnte mit seiner Zunge eine Löffelform bilden, vom Balkon des ersten Stockes hinunterspringen, giftig-bunte Würmer und Spinnen mit nackten Händen anfassen, Grasflöten blasen und auch noch Klavier spielen. Eines Tages fragte ich das Mädchen direkt, warum sie ‚boku‘ sagte. Das Mädchen antwortete einfach: ‚Weil ich meistens das Gefühl habe, dass ich ein boku bin. Ehrlich gesagt gibt es ab und zu Momente, in denen ich mich wie ein Mädchen fühle, aber das ist selten.‘ Man spricht im Wetterbericht von der sogenannten gefühlten Temperatur: je nachdem, wie stark der Wind weht oder wie feucht die Luft ist, empfindet man ein und dieselbe Temperatur höher oder niedriger. Genauso gibt es wahrscheinlich ein gefühltes Geschlecht. An einem windigen Tag am Pazifik fühlte ich mich männlicher als sonst, an einem schwülen Augusttag hingegen war ich eindeutig ein Mädchen. ‚Ist du nie Eis mit Obst?‘ fragte ich das Mädchen. ‚Doch, doch‘, antwortete es und grinste. ‚Dann bist du

<sup>1</sup> Vgl. den interessanten Hinweis von Regina Becker-Schmidt auf die kulturelle Bedeutung der Übergänge zwischen den Tageszeiten wie Abenddämmerung und Morgengrauen im Judentum und die viel größere Betonung der Entgegensetzungen von Tag und Nacht in unserem Kulturkreis (Becker-Schmidt 1998: 88).

doch ein Mädchen!“, erwiderte ich. Der große Eisbecher mit bunten Obst-schnitten galt damals noch ausschließlich als eine Speise für Mädchen und Frauen. Ein Junge oder ein Mann mussten so etwas heimlich essen und sich dabei schämen. Das Mädchen, das sich ‚boku‘ nannte, hatte Schuhe für Jungen an, und auf seinen Bleistiften befanden sich männliche Comicfiguren. Der Schulranzen war zwar rot wie bei den anderen Mädchen, aber der Regenschirm war blau und trug das Bild eines Roboters, er war also männlich. ‚Hast Du zu Hause Mädchenstäbchen oder Jungenstäbchen?‘, fragte ich das Mädchen. Es zuckte mit den Schultern und verriet mir, dass es Stäbchen mit Obakyu habe. Die Comicfigur ‚Obakyu‘ war – wie der heutige ‚Pokemon‘ – für Jungen und für Mädchen gedacht. Anders als dieses Mädchen, das sich ‚boku‘ nannte, konnte ich mich nicht als ‚boku‘ fühlen. Die Jungen waren mir fremd, ich spielte nur mit Mädchen, ohne mich aber selbst als Mädchen zu fühlen. Als ich später studierte, sagte mir ein Freund, dass er sich eigentlich immer als ‚boku‘ bezeichne und sich daher in einen Mann, der das Wort ‚ore‘ benutzt, verlieben könne, ohne homosexuelle Fähigkeiten zu besitzen. Die Männer, die sich als ‚ore‘ bezeichneten, schienen ihm die Eigenschaften zu besitzen, die er selber nicht besaß und die ihn deshalb faszinierten. Er konnte nicht erklären, welche Eigenschaften das waren. Ein ‚boku‘ habe in dieser Gesellschaft einen anderen Ort als ein ‚ore‘, sagte er, ‚deshalb verhalten sie sich anders.‘ Als er mir das sagte, wurde mir bewusst, dass die ‚ore‘-Männer auf mich körperlich anders wirkten als die ‚boku‘-Männer. Es gebe unter den Erwachsenen also mindestens vier Geschlechter, sagte ich zu ihm, ‚ore‘, ‚boku‘, ‚atashi‘ und ‚watashi‘. Das Mädchen, das sich ‚boku‘ nannte, verlor ich irgendwann aus den Augen. Das Problem der Selbstbezeichnung verlor ich auch aus den Augen. Denn ich zog nach Europa und fand das Wort ‚ich‘, bei dem man sich keine solchen Gedanken mehr machen musste. Ein Ich muss kein bestimmtes Geschlecht haben, kein Alter, keinen Status, keine Geschichte, keine Haltung, keinen Charakter. Jeder kann sich einfach ‚ich‘ nennen. Dieses Wort besteht nur aus dem, was ich spreche, oder genauer gesagt aus der Tatsache, dass ich überhaupt spreche. Das Wort zeigt nur auf den Sprecher, ohne eine weitere Information über ihn hinzuzufügen. ‚Ich‘ wurde zu meinem Lieblingswort. So leicht und leer wie dieses Wort wollte ich mich fühlen. Ich wollte sprechen, das heißt, durch meine Stimme Schwingungen in die Luft bringen, ohne mich entscheiden zu müssen, welchem Geschlecht ich angehöre [...]“ (Tawada 2002: 53-57).

In dem Text wird der Alltagsrealismus vom Bestehen von Geschlechterunterschieden im Spiel von Selbstbezeichnungen aufgelöst, durch die Geschlechterunterschiede gemacht oder nicht gemacht werden. Vier Selbstbezeichnungen und zwei Sprachkulturen treten in diesem Spiel in Beziehung zueinander: der Verstoß gegen die Norm durch Vertauschen des Geschlechtsindex durch „das Mädchen“ und der Versuch des temporären Vermeidens der normierten geschlechtsindizierenden Selbstbe-

zeichnung durch Verwendung einer geschlechtsneutralen Metapher (diesseits und jenseits des Flusses) durch die Ich-Erzählerin, die Vervielfältigung der Geschlechter durch den Studienfreund – all dies in der japanischen Sprachkultur und die (leere) Selbstbezeichnung, die keinen Geschlechtsunterschied macht, in der deutschen Sprachkultur. Hier sind vier Strategien am Werk, die engen sprachlich-kulturellen Vorgaben der Geschlechterunterscheidung zu öffnen, um Beweglichkeit und Transformabilität der Geschlechterunterschiede an die Stelle einschränkender Sprach- und Verhaltensnormen zu setzen: Verstoß durch Vertauschen (1), Vermeiden durch Ersetzen (2), Erweitern durch Vervielfältigen (3) und Indifferenz durch Leeren (4).

Diese Strategien finden sich auch in den *gender studies* immer wieder, um die dichotome Geschlechterunterscheidung der westlichen Sprachen und die damit verbundenen Formen kultureller Praxis zu reflektieren, zu kritisieren und zu verändern. Dies macht es nötig, implizit oder explizit an verschiedenen Unterscheidungsstrukturen zu arbeiten, um die tradierte Unterscheidungsstruktur, die die Geschlechterunterscheidung (in den westlichen Sprachen und Kulturen) organisiert, eben die dichotome, durch andere Strukturen zu ersetzen.

Im Zusammenhang mit der ersten Strategie, „Verstoß durch Vertauschen“, wird eine Unterscheidungsstruktur ausprobiert, bei der die Grenze zwischen den beiden unterschiedenen Seiten, der Seite der Frauen und der Seite der Männer, durchlässig wird und die Verwendung der Geschlechterunterscheidung an Kontexte und nicht an ein sich durchhaltendes Wesen gebunden wird. Mit der dritten Strategie, „Erweitern durch Vervielfältigen“, wird aus der üblichen zweiseitigen Geschlechterunterscheidung eine mehrseitige Unterscheidungsstruktur gemacht, durch die mehr als zwei Geschlechter unterschieden werden können. Experimente mit diesen beiden Strategien finden sich zum Beispiel in den *queer studies* (vgl. Degele: 2003).<sup>2</sup> Beobachtungen von sozialen Phänomenen, in denen die Strategien „Vermeiden durch Ersetzen“ und „Indifferenz durch Leeren“ vorkommen, werden z.B. in systemtheoretischen Studien zur Geschlechterdifferenz vorgetragen (vgl. Weinbach 2007).

Bei einer Beschreibung von verschiedenen Unterscheidungsstrukturen, wie sie hier angedeutet ist, stellt sich die methodische Frage nach dem „Wie“ dieser Strukturbeschreibungen. Nach welchen Kriterien wird hier beschrieben und klassifiziert? Welche Beschreibungstermini werden

2 Dazu z.B.: „Darüber hinaus sind *queer* und *queering* als öffnende Begriffe geeignet, weil sie die alleinige Fixierung auf *gender* als analyseleitende Kategorie brechen, ohne diese aus den Augen zu verlieren“ (Degele 2003: 20).

verwendet, um die Verschiedenheit von Unterscheidungsstrukturen auszudrücken? Wie können die Beschreibungstermini, die hier in der knappen Skizze vorkommen, wie „Seiten der Unterscheidung“, „Grenze“, gerechtfertigt werden? Diese Fragen nötigen zu einer methodischen Reflexion. Dem ist der nächste Abschnitt gewidmet.

### Methodische Reflexion zum Prozess des Unterscheidens

Inhalt des zitierten Textes *Eine leere Flasche* sind konkrete Unterscheidungen zwischen weiblichen und männlichen Selbstbezeichnungen von Kindern und Erwachsenen innerhalb der japanischen Sprachkultur im Unterschied zur deutschen. In vielen Forschungszusammenhängen der *gender studies* sind einige bestimmte Unterscheidungen geradezu zu Klassikern geworden, neben der Unterscheidung zwischen Frauen und Männern die Unterscheidung zwischen *sex* und *gender* (also in der üblichen Übersetzung zwischen biologischem Geschlecht und sozialem Geschlecht), die Unterscheidung zwischen Natur und Kultur, die Unterscheidung zwischen Geschlecht, Rasse und Klasse, die Unterscheidung zwischen „der FRAU“ im Singular und der Vielfalt von Frauen im nicht reduzierbaren Plural. Wie nun die Seiten der verschiedenen Unterscheidungen ins Verhältnis zueinander gesetzt werden und wie die Unterscheidungen untereinander zusammenhängen, wird in der Forschung kontrovers diskutiert. Die Reflexion auf dieses „Wie“ generiert Strukturwissen über Unterscheidungen und Unterscheidungsstrukturen, das im (kontroversen) Umgang mit den verschiedenen Unterscheidungen produziert wird. Um dieses Strukturwissen beschreiben zu können, ist es nötig, die theoretische Aufmerksamkeit von der Fülle der inhaltlichen Unterscheidungen, also von der Frage: Was wird unterschieden?, auf die Strukturen dieses Unterscheidens zu richten, denn erst diese bestimmen die Bedeutung der Inhalte von Unterscheidungen. So ist zwar Distanz von den konkreten inhaltlichen Unterscheidungen genommen, und die Unterscheidungsstrukturen geraten in den Blick, unklar ist aber, wie Unterscheidungsstrukturen adäquat beschrieben und voneinander unterschieden werden können. Dies kann dann geschehen, wenn die Variationspielräume sichtbar werden, die zu einer Vielfalt von Unterscheidungsstrukturen führen.

Da Unterscheidungsstrukturen, innerhalb derer konkrete Inhalte organisiert sind, Ergebnisse von Unterscheidungsprozessen sind, gilt es, die theoretische Aufmerksamkeit noch einmal zu verschieben und auf das zu richten, was Unterscheidungsprozesse kennzeichnet. Im Hinblick

darauf, dass Inhalte und auch Strukturen schon bestimmte Realisierungen des Möglichkeits- und Variationsspielraums sind, rückt die Beschreibung dessen in den Mittelpunkt, was der Prozess des Unterscheidens selbst – kein empirischer, sondern ein begrifflicher Prozess – genannt werden könnte.<sup>3</sup> Ein Nachvollzug dieses Prozesses kann Aufschluss geben über Strukturbildungen von Unterscheidungen und Kriterien für deren Beschreibung an die Hand geben. Dies fordert aber für die folgende Passage eine Lektüreart, die die Sätze dieses Abschnitts als Anleitungen zu einem Mitvollzug und nicht als deskriptive Beschreibung liest. Fragen wir uns also zunächst:

Womit beginnt der Prozess des Unterscheidens? Bei Prozessen wird leicht an lineare Vollzüge gedacht, wo eines nach dem anderen ausgeführt ist. Aber womit fängt Unterscheiden an? Mit einem Motiv zum Unterscheiden? Aber ist das Fassen eines Motivs nicht selbst wieder ein Unterscheiden, indem nämlich ein Motiv aus anderen möglichen Motiven herausgegriffen wird, das dann Motiv für weiteres Unterscheiden sein soll? Die Frage nach dem Prozess des Unterscheidens verschiebt sich dann auf die Frage nach dem Prozess des Unterscheidens von Motiven und führt damit wieder zu einer konkreten Unterscheidung, von der zu abstrahieren die Übereinkunft zu Beginn war. Man kann also nicht sagen, dem Prozess des Unterscheidens gehe ein Motiv voraus, denn dann ginge dem Unterscheiden eines Motivs ein Motiv voraus, und dem Unterscheiden dieses Motivs ginge ein Motiv voraus usw. Die Frage nach dem Prozess des Unterscheidens treibt uns dann in einen unendlichen Regress von Motiven, die Motiven vorausgehen und nicht eingeholt werden können. Wir können also nicht von einem Motiv im Prozess des Unterscheidens reden, sondern von einem intentionalen Moment im Prozess des Unterscheidens.

Gibt es einen anderen Anfang des Prozesses des Unterscheidens? Kann als Anfang vielleicht der Kontext, der Zusammenhang gelten, innerhalb dessen die Unterscheidung getroffen wird, sei es ein gedanklicher, ein räumlicher, ein zeitlicher, ein kultureller? Verstehen wir den Zusammenhang als Zusammenhang für eine Unterscheidung, dann wiederholt sich das Problem, das mit dem Motiv aufgetreten ist. Verstehen wir den Zusammenhang als Zusammenhang der Unterscheidung, dann

3 George Spencer Brown nennt diese Ebene die „Form der Unterscheidung“. Der Ausdruck „Form“ wirkt statisch, deshalb wird er hier auch nicht aufgenommen, eine genauere Analyse des Textes zeigt aber, dass damit ein dynamischer Prozess gemeint ist, also die „Formbildung der Unterscheidung“. Im Hintergrund der folgenden Überlegungen steht die Auseinandersetzung mit diesem Theorieansatz in den *Laws of Form* von George Spencer Brown. Vgl. ausführlicher Wille 2007.

kann dieser Zusammenhang der Unterscheidung nicht vorausgehen, denn er wird ja erst zusammen mit der Unterscheidung zum Zusammenhang der Unterscheidung, er wird in diesem Sinne zusammen mit der Unterscheidung generiert. Wir können also nicht von einem von der Unterscheidung unabhängigen Zusammenhang sprechen, sondern von einem Zusammenhang, der mit dem Unterscheiden *als das Unterscheiden ermöglichender wirksam wird*. Aspekte dieses Zusammenhangs können nachträglich eigens zum Thema gemacht werden, dann wird aber wieder eine bestimmte Unterscheidung getroffen, die ihren eigenen Zusammenhang als dieses Unterscheiden ermöglichender wirksam werden lässt.

Es finden sich keine Kandidaten für etwas, was dem Vollzug oder Prozess des Unterscheidens vorausgehen kann, die die Frage nicht einfach verschieben. Im Prozess oder Vollzug des Unterscheidens wird voneinander Unterschiedenes generiert. Diese voneinander Unterschiedenen können ‚Seiten‘ oder ‚Glieder‘ oder ‚Bereiche‘ oder ‚Inhalte‘ oder ‚Zustände‘ der Unterscheidung genannt werden. Jeder einzelne der aufgezählten Ausdrücke qualifiziert das voneinander Unterschiedene schon in bestimmter Weise als räumlich, zeitlich, gedanklich und ist deshalb verkürzend. Demnach müsste im Folgenden entweder immer etwas schwerfällig vom „voneinander Unterschiedenen“ die Rede sein, oder es müsste die ganze Reihe der aufgezählten Ausdrücke angeführt werden, um jede einzelne Verkürzung durch eine andere aufzuheben. Um die Lesbarkeit aber nicht allzu sehr zu beeinträchtigen, sei im Folgenden der Ausdruck ‚Seiten‘ als Abkürzung für die ganze Reihe von Ausdrücken verwendet.

Im Prozess des Unterscheidens werden die Seiten voneinander getrennt und aufeinander bezogen. Wie viele Seiten das sein können, ist dabei ganz offen gelassen, zum Prozess des Unterscheidens gehört das „Dass“ von Seiten des Unterscheidens, eingangs haben wir gesehen, dass es über bevorzugte Anzahlen von Unterscheidungsgliedern kulturelle Vorlieben gibt. Eine andere Umschreibung für den Prozess des Unterscheidens als Zusammengehörigkeit von Trennen und Beziehen der Seiten wäre die, Unterscheiden als ein Abgrenzen von Seiten zu bestimmen, durch das die Seiten in ein Verhältnis zueinander gesetzt werden. Es gibt eine Fülle von Möglichkeiten, Seiten voneinander abzugrenzen und dadurch in ein Verhältnis zueinander zu setzen. Die Beschreibung und Analyse einiger dieser Möglichkeiten gehört auf die Ebene der Strukturen von Unterscheidungen und damit zum Strukturwissen über Unterscheidungen.

Der Prozess oder Vollzug des Unterscheidens hat keine lineare Struktur, das zeigte die Schwierigkeit, einen (begrifflichen) Kandidaten

für den Anfang des Prozesses des Unterscheidens zu finden. Vielmehr entfaltet sich der Prozess des Unterscheidens als ein Gefüge von vier verschiedenen Momenten, die sich wechselseitig erzeugen und bedingen. Dies gilt für alle Momente auf je spezifische Weise. Im intentionalen Moment (1) zeigt sich das Wozu? oder die Wirksamkeit des Unterscheidens. Es ist eben nicht wie eine äußerliche Absicht, ein dem Unterscheiden vorausgehender Plan zu verstehen, sondern gehört selbst in den Vollzug des Unterscheidens.

Das Moment des Zusammenhangs (2) wird im Vollzug des Unterscheidens als das wirksam, innerhalb dessen der Prozess des Unterscheidens ermöglicht wird. Der Zusammenhang (oder für Zusammenhang auch: Rahmen, Raum, Ort, Kontext, Horizont, Situation, Medium) liefert den Hintergrund, der sich der fokussierenden Aufmerksamkeit entzieht und unterhalb der Schwelle des Wahrnehmbaren bleibt, aber in dem Unterscheidungsprozesse möglich sind und sich vollziehen. Erst in der konkreten Unterscheidung wird der Zusammenhang indirekt beschreibbar und wahrnehmbar. Für sich selbst kann er in seiner Funktion als Zusammenhang nicht zum Gegenstand gemacht werden, da Unterscheidungen in ihm und nicht ihm gegenüber stattfinden.

Das Moment des Trennens und Beziehens (3) steht in wechselseitiger Abhängigkeit von dem intentionalen Moment und dem Moment des Zusammenhangs, durch die der Spielraum der konkreten Ausgestaltung zu Unterscheidungskriterien beschränkt wird.

Das Moment der Seiten des Unterscheidens (4) ist nur möglich durch das Zusammenwirken der drei anderen Momente und wird im Alltagsverständnis meist als Ergebnis von Unterscheidungsprozessen von den anderen Momenten abgekoppelt.

Der Prozess des Unterscheidens aus diesen vier Momenten ist streng relational es ist nicht möglich, eines der Momente des Unterscheidens zu isolieren und von den anderen unabhängig zu machen. Dies erfordert eigene Unterscheidungsoperationen, durch die eines der Momente von den anderen abgegrenzt und in ein ‚Isolierungsverhältnis‘ gesetzt wird.

Mit diesen vier Momenten des Prozesses der Unterscheidung und der Einsicht in die strenge Relationalität dieser Momente sind Möglichkeiten für die Beschreibung von verschiedenen Unterscheidungsstrukturen gewonnen. Der Variationsspielraum für Unterscheidungsstrukturen ergibt sich aus den Konkretisierungen der verschiedenen Momente und ihres Verhältnisses zueinander. Um dies beschreiben zu können, sind Antworten auf Fragen wie die folgenden nötig: Wie werden die voneinander verschiedenen Seiten ins Verhältnis gesetzt? Sollen die Seiten so voneinander abgegrenzt sein, dass Übergänge ausgeschlossen oder möglich sind? Wie ist der Übergang gedacht und wodurch wird er möglich?

Wie kommt dabei der Zusammenhang der Unterscheidung ins Spiel? Wie viele Seiten werden voneinander unterschieden? Welche Unterscheidungen sind mit welchen anderen notwendig verbunden, die zum ermöglichenden Zusammenhang gehören? Wozu wird die Unterscheidung getroffen? Sind die Seiten der Unterscheidung als „bestehende“ Unterschiede aus der gegenseitigen Abhängigkeit mit den anderen Momenten gelöst, oder sind die Verbindungen der verschiedenen Momente erhalten?

Diese und ähnliche Fragen geben nicht nur Hinweise, worauf bei der Beschreibung und Analyse von Unterscheidungsstrukturen zu achten ist, sondern geben auch Anlass zur Kritik. Die Einsicht in die strenge Rationalität des Prozesses des Unterscheidens ermöglicht es z.B., den Alltagsrealismus vom Bestehen von Geschlechterunterschieden zu kritisieren und all die strukturellen Entscheidungen aufzuzeigen, die nötig sind, um diese konkrete Unterscheidungsstruktur zu generieren und diese dann von dem Moment der Seiten der Unterscheidung abzukoppeln. Studien zur Geschlechterunterscheidung oder literarische Texte wie der oben angeführte haben zum Ziel, die Unhaltbarkeit dieser Abkopplungen zu zeigen und einen Umgang mit Unterscheidungen wie der Geschlechterunterscheidung zu entwickeln, der den konstitutiven Bezügen der Unterscheidungen Rechnung tragen kann. Im Alltagsrealismus vom Bestehen von Unterscheidungen manifestiert sich also ein Mangel an Strukturwissen, das in der künstlerischen und akademischen Reflexion gewonnen und vermittelt werden muss. In diese Richtung arbeiten die oben unterschiedenen vier Strategien (Verstoß durch Vertauschen, Vermeiden durch Ersetzen, Erweitern durch Vervielfältigen und Indifferenz durch Leeren), um den mit der Geschlechterunterscheidung verbundenen einschränkenden Normen in Sprache und Verhalten auszuweichen oder ihnen entgegen zu wirken.

### Pragmatik der Unterscheidungsstrukturen

Unterscheidungen wie die Geschlechterunterscheidung sind ermöglicht von und ermöglichen ihrerseits Zusammenhänge oder Medien, innerhalb derer sie ihre Wirksamkeit entfalten. Dies wurde in den methodischen Überlegungen des vorherigen Abschnitts als drittes Moment im Prozess des Unterscheidens vorgestellt. Diese Zusammenhänge oder Medien, die sich in der Praxis unserer Unterscheidungsgewohnheiten meist unserer Aufmerksamkeit entziehen, sind der Reflexion erst dann zugänglich, wenn Unterscheidungsgewohnheiten durchkreuzt werden. In dem im zweiten Abschnitt angeführten literarischen Text, in dem Durchkreu-

zungen von Unterscheidungsgewohnheiten literarisch reflektiert sind, werden drei zentrale Medien der Geschlechterunterscheidung thematisiert: die Sprache, die soziale Rolle, die (Selbst-)Wahrnehmung. Am Beispiel der geschlechtsmarkierenden Selbstbezeichnung in der japanischen Sprache wird gezeigt, wie sich diese Medien nicht nur gegenseitig verstärken, sondern auch Anlass zu Veränderungen von Unterscheidungsgewohnheiten geben können. Das macht deutlich, dass Unterscheidungen wie die Geschlechterunterscheidung in einem komplizierten Netz von Handlungszusammenhängen, sprachlichen und nicht-sprachlichen, äußeren und inneren Handlungen „gehandelt“ werden. Unterscheidungen und Unterscheidungsstrukturen sind in sich selbst pragmatisch, und darin liegt die Möglichkeit ihrer Veränderung.

Der Text führt die sprachliche Komplexität der Selbstbezeichnungen in der japanischen Sprachkultur vor die Augen europäischer LeserInnen. Mit Selbstbezeichnungen werden dort verschiedene miteinander verschränkte Unterscheidungen über sich selbst getroffen, Unterscheidungen des Geschlechts, des Alters, des sozialen Standes. Diesen Kombinationen mit zwei oder drei Determinanten Geschlecht-Alter oder Geschlecht-Alter-sozialer Stand sind je verschiedene Namen zugeordnet. Die Selbstbezeichnung von Mädchen „atashi“ steht der von Jungen, „boku“, gegenüber. Diese Selbstbezeichnungen markieren das Kindesalter und die weibliche bzw. männliche Geschlechtszugehörigkeit. Für das Erwachsenenalter ist die Geschlechtszuordnung nicht mehr dichotom, die erwachsenen Männer haben die Möglichkeit, sich mit den Worten „ore“ oder „watashi“ selbst zu bezeichnen. Die Selbstbezeichnung „ore“ markiert die männliche Geschlechtszugehörigkeit eindeutig, die Selbstbezeichnung „watashi“ legt die Geschlechtszugehörigkeit nicht eindeutig fest. Diese Selbstbezeichnung „watashi“ kann auch im Übergang vom Kindes- zum Erwachsenenalter verwendet werden, ohne die Geschlechtszugehörigkeit festzulegen. Kinder, die (nicht immer ganz überzeugend) gegenüber Altersgenossen ihre Reife hervorheben wollen, verwenden die Selbstbezeichnung „ore“, durch die die männliche Geschlechtszugehörigkeit markiert ist. Eine Betonung des gehobenen sozialen Standes geschieht mit den Selbstbezeichnungen „atakushi“, durch die die weibliche Geschlechtszugehörigkeit festgelegt wird, und die Selbstbezeichnung „watakushi“, die Männern, aber auch Frauen zur Verfügung steht.

Die Geschlechterunterscheidung in den Selbstbezeichnungen für das Kindesalter ist dichotom organisiert, Kinder müssen sich entweder als „atashi“ oder als „boku“ bezeichnen und damit ihre Geschlechtszugehörigkeit markieren, und sie können die Selbstbezeichnung nicht wechseln oder zwischen den beiden Möglichkeiten hin und her oszillieren. Diese

geschlechtsdichotomen Selbstbezeichnungen haben eine pragmatische Dimension. Die sprachliche Handlung, sich als „atashi“ zu bezeichnen, ist unter anderen gekoppelt mit den normierten Handlungen, Eis mit Obst zu essen, rote Schulranzen zu tragen, Mädchenstäbchen zu verwenden und mit Mädchen zu spielen. Die sprachliche Handlung, sich als „boku“ zu bezeichnen, ist unter anderen gekoppelt mit den Handlungen, Eis mit Obst heimlich zu essen und sich dabei zu schämen, bestimmte Schuhe für Jungen anzuhaben, auf den Bleistiften männliche Comicfiguren zu haben, blaue Regenschirme mit Bildern von Robotern zu haben und Jungenstäbchen zu verwenden.

Jeder Akt, eine Geschlechterunterscheidung zu treffen, der sich herausheben und analysieren lässt, wie die geschlechtsmarkierende Selbstbezeichnung oder das ausschließliche Spielen mit Mädchen, ist verbunden mit einer Fülle von Handlungen, durch die in anderen Bereichen der Lebenspraxis diese Geschlechterunterscheidung ebenfalls getroffen wird. Jede einzelne Handlung trifft nur in Verbindung mit anderen Handlungen eine wirksame Unterscheidung, denn Wirksamkeit bedeutet eine bestimmte Ausbreitung in der Lebenspraxis. Durch die komplexe Unterscheidungspraxis wird eine soziale Rolle eingenommen und damit ein Ort in der gesellschaftlichen Lebenspraxis besetzt. Die Wirksamkeit in den Handlungen der Lebenswelt (zu denen natürlich die sprachlichen Handlungen gehören) prägt die verschiedenen Seiten einer Unterscheidung aus und führt vor, wie die Seiten einer Unterscheidung voneinander unterschieden werden.

Wird diese komplexe Unterscheidungspraxis von sprachlichen und nichtsprachlichen Handlungsketten und Handlungskreisläufen durchkreuzt, wird noch ein Medium deutlich, innerhalb dessen Unterscheidungen wirken und von dem her die üblichen Kopplungen durcheinander gebracht werden können, das Medium der (Selbst-)Wahrnehmung. Die Interaktion der Medien der Sprache, der sozialen Rolle (normierte Handlungen und gesellschaftlicher Ort) und der (Selbst-)Wahrnehmung können einen Wirkungszusammenhang bilden, indem das sprachliche Treffen einer Geschlechterunterscheidung gleichzeitig ein Wahrnehmen der Geschlechterunterscheidung und ein soziales Handeln ist, durch das ein gesellschaftlicher Ort eingenommen wird. Im Falle der geschlechtsmarkierenden Selbstbezeichnung bilden das Sich-als-Mädchen-Ich-Bezeichnen, das Sich-als-Mädchen-Fühlen, das Mädchen-Handeln und das in der Gesellschaft Mädchen-Sein und als Mädchen-Gelten einen sich stützenden, stabilisierenden und ausbreitenden Zusammenhang.

Die unterschiedenen Medien der Geschlechterunterscheidung können aber auch gegenläufig wirken, in dem zitierten Text streben die Zuschreibung eines gesellschaftlichen Ortes („das Mädchen“ wird als

Mädchen wahrgenommen und soll einen Mädchen-Ort einnehmen) und die Selbstwahrnehmung auseinander, und deshalb wählt „das Mädchen“ die sprachliche Selbstbezeichnung der anderen Seite (der Seite der Jungen) und großteilig Handlungen, die der Selbstbezeichnung von Jungen entsprechen. In dem Text ist die Ebene der Selbstwahrnehmung die, von der her neue Unterscheidungsstrukturen gefunden und beschrieben werden. „Das Mädchen“, die Ich-Erzählerin und der Studienfreund sind Beispiele für ein „gefühltes Geschlecht“, das von den sozialen Zuschreibungen abweicht oder sich in Abhängigkeit von Kontextbedingungen und „Wetterlagen“ verändert. Von diesem „gefühlten Geschlecht“ her wird der sich stabilisierende Zusammenhang durchkreuzt, und von dort her werden Strategien erfunden, die (sprachlichen) Normen zu umgehen oder aufzubrechen. Im Medium der Selbstwahrnehmung können also Motive (oder in der Terminologie des vorangehenden Abschnitts: intentionale Momente) auftauchen, die Anlass zur Entwicklung von neuen Unterscheidungsstrukturen geben.

Der Vergleich zwischen dem Funktionieren von Selbstbezeichnungen in verschiedenen Sprachkulturen wie der japanischen und der deutschen zeigt, wie einerseits Unterscheidungen beschränkend oder eröffnend wirken können und wie andererseits aber auch das Fehlen von Unterscheidungen beschränkend und eröffnend wirken kann. Im Vordergrund des Textes steht die beschränkende Wirkung, die eine Sprachkultur, die die Möglichkeit der Selbstbezeichnung an das Treffen von Geschlechterunterscheidungen bindet, im Medium der Selbstwahrnehmung hat. Man muss sich als Mädchen oder Junge bezeichnen, auch wenn man sich gar nicht so fühlt. Dagegen wirkt eine Sprachkultur, in der eine Selbstbezeichnung möglich ist, die das Geschlecht nicht markiert und damit im Vorgang der Selbstbezeichnung leer ist von Geschlechtszuschreibung, zunächst befreiend. In einer Bemerkung, die sich leicht überlesen lässt, steckt aber auch die entgegengesetzte Überlegung. Denn scheint nicht andererseits eine Selbstbezeichnung, die keine Unterschiede auf den Achsen Geschlecht, Alter und sozialer Stand markiert, also eine, die das Ich nicht in diesem sozialen Gefüge aus Alter, Geschlecht und sozialem Stand verortet, wie eine Entleerung von sozialen Beziehungen und damit eine Isolierung zu bewirken? Die Unterscheidung, die von so einer (indexikalischen) Selbstbezeichnung getroffen wird, ist die zwischen einem leeren Ich und einem leeren Du, die von einem Abgrund getrennt sind und sich nicht über das Medium des Alters, des Geschlechts und des sozialen Standes aufeinander beziehen. Durch das Treffen von Unterscheidungen und das Fehlen von Unterscheidungen werden je andere Befreiungen und je andere Beschränkungen bewirkt.

## Analyse von Unterscheidungsstrukturen

Mit Hilfe des Katalogs von Fragen aus dem dritten Abschnitt und der Berücksichtigung der Pragmatik von Unterscheidungsstrukturen, die sich in ihren verschiedenen Medien entfaltet, können nun die mehrfach angedeuteten Unterscheidungsstrukturen, wie sie im zitierten Text vorkommen, in einen Überblick gebracht werden. Dieser Überblick wird um solche Unterscheidungsstrukturen erweitert, mit denen in den *gender studies* immer wieder gearbeitet wird.

Dabei wird deutlich, dass „was“ die Seiten der Unterscheidung „sind“, sich aus der Art ergibt, wie sie voneinander abgegrenzt werden und wie sie aufeinander bezogen werden. Wird der Möglichkeit von Hybridbildungen Raum gegeben oder der Möglichkeit von Oszillationen, also Hin- und Herbewegungen zwischen den beiden Seiten? Oder werden dritte oder mehr Möglichkeiten explizit ausgeschlossen – *tertium non datur*? Oder werden dritte oder mehr Möglichkeiten implizit durch Tabus ausgeschlossen? Die ermöglichenden Zusammenhänge und die Motive der Strukturen, die vor allem in der Pragmatik der Unterscheidungsstrukturen wirksam werden, können für die ergänzten Unterscheidungsstrukturen (die nicht in der zitierten literarischen Reflexion vorkommen) nur angedeutet werden.

## Dichotomie

Im Text ist die dichotome Unterscheidungsstruktur, die die beiden Selbstbezeichnungen organisiert, die einmal die Sprecherin als Mädchen und im anderen Fall den Sprecher als Jungen zu erkennen gibt, das Problem und gibt Anlass für die literarische Reflexion. Zwischen den beiden Seiten ist in den Konventionen der japanischen Sprachkultur zum einen kein Übergang möglich, vielmehr soll die strikte Grenze in allen Medien, der Sprache, der sozialen Rolle und der (Selbst-)Wahrnehmung durchgehalten werden und sich in der alltäglichen Praxis stabilisieren. Die sprachliche Selbstbezeichnung als Mädchen-Ich erzeugt Erwartungen an die soziale Rolle, die wiederum das Ich-Verständnis und die Eigenwahrnehmung beeinflussen. Die strikt dichotome Verwendung der Selbstbezeichnung entweder als Mädchen-Ich oder als Jungen-Ich (ein Drittes oder ein Weder-Noch ist ausgeschlossen: „Als Erwachsene kann man sich in das geschlechtsneutrale Wort ‚watashi‘ flüchten, aber bis man so weit ist, ist man gezwungen, ein Junge oder ein Mädchen zu sein“) ist beschränkt auf einen bestimmten Zeitraum in der menschlichen Biographie, eben auf das Kindesalter. Dort wirkt die soziale Ord-

nung der japanischen Gesellschaft, in der die soziale Praxis der Zweigeschlechtlichkeit tief verankert ist, disziplinierend.

## Dichotome Bewertungsasymmetrie

Charakteristisch für die dichotome Unterscheidungsstruktur ist die strikte Grenze, die keinen Übergang zwischen den beiden Seiten und keinen Ausweg aus der Zugehörigkeit zur einen oder anderen Seite erlaubt. Wird das Verhältnis der beiden Seiten so bestimmt, dass der einen Seite eine Vorrangstellung vor der anderen zugeschrieben wird, verändert sich die Struktur der Unterscheidung. Es gelten nicht mehr nur der „Zwang zur Eindeutigkeit“ und das „Verbot der Grenzüberschreitung“ der dichotomen Struktur, sondern zusätzlich die Notwendigkeit der Vorzugsbildung bzw. der Bewertungsasymmetrie zwischen den Seiten einer Unterscheidung. Diese Struktur findet sich in der zitierten literarischen Reflexion auf die Erfahrungen der Einschränkung und Normierung durch die dichotome Geschlechterunterscheidung in der Kindheit nicht. Sie sei hier deshalb erwähnt, weil sich in dieser Struktur, in den vielen verschiedenen Varianten, die gebildet werden können, klassischerweise die Geschlechterunterscheidung organisiert hat. Einige der Varianten seien im Folgenden genannt:

Es wird zwischen zwei Seiten unterschieden, die eine Seite ist die der Frauen und die andere die der Männer. Die Möglichkeit von mehr als zwei Seiten (Geschlechtern) wird tabuisiert und abnormalisiert. Die beiden Seiten sollen getrennt sein durch verschiedene Identitäten der Geschlechter, denen verschiedene Wesenszüge (ontologisch oder naturalistisch) zugeschrieben werden, die diese Trennung bekräftigen. Die Trennung ist strikt, entweder die einen Wesenszüge treffen zu oder die anderen, *tertium non datur* – soweit die ontologisch oder naturalistisch gewendete dichotome Struktur.

In einer ersten Variante werden Wesenszüge der beiden Seiten (wahlweise ontologisch oder naturalistisch legitimiert, in der europäischen Tradition finden sich für beide theoretische Richtungen eine Fülle von Beispielen (vgl. Doyé/Heinz/Kuster 2002)) in eine einfache hierarchische Beziehung gesetzt, die der einen Seite (traditionell der Seite der Männer) zugeschriebenen Wesenszüge determinieren zur Herrschaft über die der anderen Seite zugeschriebenen (traditionell der Seite der Frauen). Dabei wird bei der Postulierung des hierarchischen Wesensunterschieds zwischen den Geschlechtern meist von den diese ermöglichenden kulturellen, sprachlichen, denkstrategischen Zusammenhängen abgesehen. Das intentionale Moment der Unterscheidung(-sstruktur),

das zu tun hat mit der Herstellung und Stabilisierung gesellschaftlicher Ordnung, wird häufig in Mythen und Geschichten über die Aufgaben oder die Naturen der Geschlechter, über die Starken und Schwachen oder die zur Leitung Bestimmten und zum Folgen Bestimmten ideologisch überformt.

In einer zweiten Variante wird das Verhältnis der beiden Seiten so gedacht, dass die eine Seite das Ganze in einem Teil repräsentiert, der einem anderen Teil gegenübersteht. Dem Teil, der gleichzeitig das Ganze repräsentiert (der Mann), kommt der Vorrang zu, da er die Repräsentationsfunktion übernimmt (wegen ontologisch oder naturalistisch begründeter höherer Repräsentationskraft) und dadurch die Kontinuität zum Ursprung bewahrt (vgl. Luhmann 2003).<sup>4</sup> Der diese Unterscheidungsstruktur ermöglichende Zusammenhang ist durchzogen von einer Gesellschaftsidee der Ganzheit, in der alles durch Repräsentanten einer höheren Ordnung seinen fixen Ort und seine Bestimmung hat. Die gesellschaftlichen Erwartungen an die Repräsentierenden (die Männer) und die Repräsentierten (die Frauen) sind klar und festigen eine berechenbare Ordnung, in der eindeutige Funktionszuweisungen und Verteilung von Entscheidungskompetenzen möglich sind.

Eine dritte und vierte Variante entstehen durch die Umkehrung der hierarchischen Beziehungen der ersten und zweiten Variante. Im einen Fall wird der Seite der Frauen die Herrschaft zugesprochen, der der Männer die Untergebenenschaft, im anderen Fall liegt die Repräsentation des Ganzen bei den Frauen, repräsentiert werden die Männer. Mit ideologiekritischer Intention werden für die Explizierung solcher Unterscheidungsstrukturen als ermöglichende Zusammenhänge meist historische oder anthropologische Rekonstruktionen von matriarchalen Gesellschaften oder Utopien zur Organisation des Geschlechterverhältnisses vorgestellt.

Es sei für den Strukturtyp der Bewertungsasymmetrie noch eine letzte Variante erwähnt, in der der Seite der Frauen zunächst ein höherer moralischer Anspruch zugeschrieben wird. Diese Ansprüche werden nun aber so hoch angesetzt und derart positiv aufgeladen, dass ein Vergleich zwischen Anspruch und Realität die „Schlechtigkeit“ der Frauen (gegenüber den Männern) zeigt (vgl. Luhmann 2003). Diese Variante wirkt, wie alle bisher genannten in Geschichte und Gegenwart nebeneinander gewirkt haben und wirken, zum Beispiel in solchen ermöglichenden Zusammenhängen in unseren Alltagsdiskursen, wo dem Anspruch der „Care-Ethik“ die Realität der Intragantinnen und der Machtfrauen, die

<sup>4</sup> Das ist eine Struktur, die Luhmann als eine historische Einlösung der asymmetrischen Verfasstheit von Unterscheidungen (mit Bezug auf Dumont) vorstellt.

über Leichen gehen, entgegengehalten wird, was zeigen soll, dass Frauen in Machtpositionen eher eine Gefahr für das gesellschaftliche Funktionieren denn eine Verbesserung sind.

## Dichotome Bewertungssymmetrie

Ein anderer Strukturtyp ergibt sich, wenn die Gleichwertigkeit der strikt voneinander getrennten Seiten betont wird. Hier seien zwei Varianten erwähnt, die in der Feministischen Forschung und in den *gender studies* immer wieder Gegenstand kritischer Auseinandersetzungen sind. Wesensmerkmale werden komplementär aufeinander bezogen, dabei wird die Funktionsverschiedenheit, die notwendige gegenseitige Ergänzung und (mal mehr, mal weniger) die Gleichwertigkeit betont. Der gesellschaftliche ermöglichende Zusammenhang arbeitet mit einem Modell gesellschaftlicher Ordnung, in dem die Geschlechter qua Funktion verschiedene Orte einnehmen, die klare Erwartungen an bestimmte Handlungen und auch die Unterlassung anderer bestimmter Handlungen ermöglichen – soweit die eine Variante.

Die unterschiedenen Seiten der Frauen und Männer beziehen sich aufeinander durch ihre Gleichheit an Vernünftigkeit, an Würde und an Rechten, die ihnen zustehen. Ihre Trennung wird nicht notwendig durch Identitätskonzepte untermauert, sondern eher als faktische hingenommen oder sekundär über verschiedene historische Funktionszuweisungen wie körperliche Funktionen gerechtfertigt. Diese zweite Variante ist in einem sie ermöglichenden Zusammenhang realisiert, der z.B. an die Aufklärungstradition anknüpft und den Menschen als ein Wesen verschiedener Identitätsschichten und Ebenen (darunter Geschlecht, Beruf, Rechtssubjekt) auffasst, die unabhängig voneinander sind. Diese Variante kann eine kritische Folie bereitstellen, auf der Ungleichheiten beobachtet und Veränderungsmaßnahmen zwecks Gleichstellung der Geschlechter eingeklagt werden können.

## Oszillationen

Die dichotome Unterscheidungsstruktur kann aufgelöst und durch andere Unterscheidungsstrukturen ersetzt werden, wenn die Grenze zwischen den beiden Seiten nicht mehr strikt eingehalten, sondern überschritten wird. Die oben zitierte literarische Reflexion beschreibt diese Verschiebung von Unterscheidungsstrukturen durch zwei Varianten von Oszillationen zwischen den beiden Seiten. Die mit der sprachlichen und identi-

tätzuschreibenden Norm nicht konforme Selbstwahrnehmung („das Mädchen“ fühlt sich nur ganz selten wie ein Mädchen) ist das Motiv dafür, die sprachliche Selbstbezeichnung und die damit gekoppelten Handlungen entgegen den Erwartungen der einen gesellschaftlichen Ort zuschreibenden Umwelt zu vertauschen („das Mädchen“ nennt sich nicht „atashi“, sondern „boku“). Es gehört zu dieser Struktur, den gesellschaftlichen Erwartungen zuwider zu handeln, und dies erfordert ein Motiv, das sich in Handlungen durchsetzen kann, es erfordert Durchsetzungskraft (Legitimation). Im Text werden dafür bestimmte Handlungen genannt, die den anderen Respekt abnötigen und dadurch einen Freiraum zur Durchsetzung einer anderen Unterscheidungsstruktur (zusätzlich mit Freiraum für seltene Oszillationen) schaffen: mit der Zunge Löffelform bilden, vom Balkon des ersten Stockes herunter springen, giftig-bunte Würmer und Spinnen mit nackten Händen anfassen, Grasflöten blasen und Klavier spielen.

Eine andere Variante betont die Situationsabhängigkeit, ausschlaggebend für die Selbstzuschreibung der Geschlechtszugehörigkeit ist die Ebene der Selbstwahrnehmung in Abhängigkeit von den Umständen. Genau wie die Temperatur je nach Wetterverhältnissen (Wind, Luftdruck ...) anders gefühlt wird, so wird auch die Geschlechtszugehörigkeit je nach (Wetter-)Verhältnissen und Situationen anders empfunden, mal kann man sich fühlen wie ein Junge, mal wie ein Mädchen und entsprechend handeln und so mal Junge und mal Mädchen „sein“.

## Ersetzen

Ein anderer Strukturtyp – wieder mit vielen Varianten – besteht darin, eine problematisch gewordene Unterscheidung wie die Geschlechterunterscheidung durch andere Unterscheidungen, die diese zu umgehen versuchen, zu ersetzen. Im oben zitierten Text ist ebenfalls die mit der sprachlichen und identitätszuschreibenden Norm nicht konforme Selbstwahrnehmung das Motiv dafür, die Unterscheidung auf der sprachlichen Ebene zu vermeiden und stattdessen andere Unterscheidungen zu verwenden. Das Beispiel im Text ist, das japanische Wort „ich“ für Mädchen („atashi“) zu vermeiden und durch das Wort „diesseits“ zu ersetzen, um auf sich selbst zu verweisen. Durch diese Ersetzung verändert sich die Selbstwahrnehmung, bei der nicht die Geschlechtszugehörigkeit, sondern die räumliche Beziehung wirksam wird, indem das Selbst wie ein Ufer, die GesprächspartnerIn wie die gegenüberliegende Uferseite empfunden wird, die durch einen Fluss mit tiefem

und unruhigem Wasser getrennt sind, die aber in Beziehung treten können, da der Fluss überquerbar ist.

In der Feministischen Forschung findet sich eine andere Variante des Ersetzens, die sich bei dem Versuch ergibt, die duale Geschlechterunterscheidung so aufzulösen, dass eine ihrer beiden Seiten, z.B. die der Frauen, unabhängig von der Beziehung auf die andere zu bestimmen unternommen wird. Dabei wird die duale Geschlechterunterscheidung ersetzt durch eine Unterscheidung, bei der eine Seite bestimmt ist (die der Frauen) und die andere Seite unbestimmt bleibt (alles mögliche andere, darunter auch Männer). Dadurch soll die Seite der Frauen für sich selbst in ihrem Wert oder ihrer Besonderheit erschlossen werden. Hierfür werden externe Referenzen bemüht, wie der weibliche Körper als Fundierung der Bestimmung von Frau. Die Beziehung auf Männer kann dabei höchstens sporadisch, aber nicht systematisch als Negativfolge verwendet werden.<sup>5</sup>

## Erweitern

Die Erweiterung der zweigliedrigen Unterscheidungsstrukturen hat zwei Ansatzpunkte, zum einen das Treffen von mehrgliedrigen Unterscheidungen mit drei oder mehr Seiten, zum anderen die systematische Verschränkung mit anderen inhaltlichen Unterscheidungen. Als Beispiel für die Erweiterung im ersten Sinne werden in der zitierten literarischen Reflexion die Übergangsformen, die zwischen den altersspezifischen Selbstbezeichnungen möglich sind, verwendet, um die Möglichkeiten der Geschlechtszugehörigkeit für Erwachsene von zwei auf vier Geschlechter zu vervielfachen: das Geschlecht, das sich „boku“ nennt, das Geschlecht, das sich „ore“ nennt, das Geschlecht, das sich „atashi“ nennt, das Geschlecht, das sich „watashi“ nennt. Das Motiv und die Legitimation für diese Vervielfachung liegt in dem anderen gesellschaftlichen Ort und in dem anderen Verhalten wie in dem Anschein, dass sie verschiedene Eigenschaften zu besitzen scheinen, die nicht näher zu erklären sind sowie auch in dem je verschiedenen körperlichen Wirken. Diese Vervielfachung ermöglicht neue Handlungen, nämlich verschiedene Arten von Liebesbeziehungen zu unterhalten, nicht wie bei zwei Geschlechtern eine homosexuelle und eine heterosexuelle, sondern eine homosexuelle und drei nicht-homosexuelle.

5 Bei allen diesen Versuchen, dies ist in der Feministischen Forschung intensiv reflektiert, taucht die Schwierigkeit der scharfen Grenzen auf, durch die eine Fülle von expliziten und gelebten weiblichen Selbstverständnissen ausgeschlossen wird.

Erweiterung im zweiten Sinne als systematische Verschränkung der Geschlechterdifferenzen mit anderen Differenzen wie soziale Stellung, sexuelle Orientierung, eigene Geschichte, kulturelle Zugehörigkeit führt zu einer Steigerung von Komplexität, die in den *gender studies* im Zusammenhang mit der Kritik an Identitätskategorien intensiv diskutiert wurde und wird.<sup>6</sup> Die Isolierung der Kategorie Geschlecht führe in die Falle der Erzeugung eines kollektiven Singulars „die Frau“, der über alle Differenzen zwischen Frauen hinweggeht und letztlich eine neue Norm, wie Frauen zu sein haben, schafft, die die traditionellen Unterdrückungsmuster strukturell fortsetzt. Der Zweck der Geschlechtergerechtigkeit und Gleichbehandlung kann also nur erreicht werden, wenn die Vielfalt und Unterschiedlichkeit der Gestaltungen sichtbar bleibt. In alle Bereiche der Geschlechterdifferenz müssen weitere Differenzen eingetragen werden: *doing difference* – es braucht Differenzen in der Differenz.

Mehrgliedrigkeit und Verschränkung mit anderen Unterscheidungsachsen können in die Unterscheidungsstruktur eines Kontinuums mit unendlichen Differenzierungen ohne scharfe Schnitte überführt werden. In einem solchen Unterscheidungskontinuum sind gleitende Übergänge und unterschiedliche Wahlmöglichkeiten offen, in denen sich Oszillationsbiographien zwischen mehr als zwei Geschlechterpolen entwerfen können.

## Auflösen

Unterscheidungen wie die Geschlechterunterscheidung können aufgelöst werden, wenn sprachliche Mittel geschaffen werden oder zur Verfügung stehen oder soziale Kontexte geschaffen werden oder zur Verfügung stehen, die „leer“ von den jeweiligen Unterscheidungen sind, also in denen diese Unterscheidungen nicht auftauchen, nicht relevant sind.

In dem zitierten literarischen Text ist es die Begegnung mit einer Möglichkeit der Selbstbezeichnung, die völlig leer ist von inhaltlichen Selbstzuschreibungen, die ein Beispiel für die Auflösung der Geschlech-

terunterscheidung in der Praxis der Selbstbezeichnung sein kann. Die Bekanntschaft mit anderen Sprachkulturen zeigt der japanischen Autorin, dass Selbstbezeichnungen möglich sind, die keine Geschlechtszugehörigkeit markieren. Dies zeigt die prinzipielle Möglichkeit auf, Unterscheidungen durch „unterscheidungsleere“ Wörter zu hintergehen, wie hier der indexikalische Ausdruck „ich“. („Ich muss kein bestimmtes Geschlecht haben, kein Alter, keinen Status, keine Geschichte, keine Haltung, keinen Charakter, jeder kann sich einfach ‚ich‘ nennen.“) Dieser besteht nur aus dem, was ich spreche oder genauer gesagt aus der Tatsache, dass ich überhaupt spreche. Das Wort zeigt nur auf den oder die SprecherIn, ohne eine weitere Information hinzuzufügen.

In den *gender studies* finden sich Forschungsstrategien, mittels derer für die Verringerung der Relevanz der Geschlechterdifferenzen argumentiert wird. Der Zweck der Erzeugung einer geschlechtergerechten Wirklichkeit werde nur erreicht, wenn die Geschlechterdifferenz als Leitdifferenz wieder aus einigen praktischen und theoretischen Bereichen zurückgezogen und so verringert werde, dass sie kein Gewicht mehr habe. Gemessen an der Geschichte der Geschlechterdifferenz geschieht dies allerdings auf einer höheren Ebene, denn die Geschlechterdifferenz soll nicht ausgeschlossen und tabuisiert, sondern relativiert sein als Differenz, die in mehr und mehr Kontexten keine ordnungsschaffende Kraft mehr haben soll. Die Forschungen dazu zeigen, wie die Geschlechterdifferenz ins Spiel gebracht wird und wie sie wieder aus dem Spiel genommen wird (vgl. z.B. Pasero/Weinbach 2003).

Dieser Überblick über Unterscheidungsstrukturen, die lebenspraktisch und theoretisch verwendet, beschrieben und kritisiert werden, könnte noch um eine Vielzahl von weiteren Strukturen und deren Varianten erweitert werden. Aber schon dieser Überblick zeigt die Experimentierfelder mit Unterscheidungsstrukturen, die in den *gender studies* bearbeitet werden und die Möglichkeiten für die Intensivierung von Strukturwissen über Unterscheidungen eröffnen.

Der nächste Analyseschritt nach der Identifizierung von Unterscheidungsstrukturen müsste dann der sein, der Pragmatik der jeweiligen Unterscheidungsstruktur intensiver nachzugehen und diese in sie ermöglichenden Zusammenhängen zu beschreiben. Dazu gehören Fragen wie: Wozu wird die Unterscheidung(-sstruktur) gebraucht? Was für Wirkungen werden mit der Unterscheidung(-sstruktur) erzielt? In was für Handlungen realisiert sie sich? Es gilt also, den Weg weiterzugehen, der in dem zitierten Stück Literatur begangen worden ist. Unterscheidungsstrukturen sind in verschiedenen Praktiken verkörpert, sie sind in Mikropraktiken inkorporiert, einverleibt und dadurch wirksam (vgl. Wetterer 2003). Es ist eines, sich einen kognitiven Überblick über Unterschei-

6 Die Literatur dazu ist Legion, es sei verwiesen auf Barry Thornes Formulierung, Frauen und Männer gebe es nie in Reinform, sondern immer nur „in Flexion“ mit Alter, Verwandtschaft, Klasse, Charakterzuschreibungen (zitiert nach Hirschauer 2003: 477). In dem Sammelband *Achsen der Differenz* z.B. (vgl. Knapp/Wetterer 2003) beschäftigen sich die meisten Beiträge mit dem (vor allem von Judith Butler herausgestelltem) Dilemma, der Aporie oder dem Paradox der Feministischen Theorie: dass die Genderdifferenz unabdingbar und kontraproduktiv zugleich ist.

dungsstrukturen zu verschaffen, das andere ist, Eigendynamiken der Verkörperung auf die Spur zu kommen. In der Beschreibung und Transformation von verkörperten Unterscheidungsstrukturen muss die Übung des Durchkreuzens und Reflektierens weitergehen.

## Literatur

- Becker-Schmidt, Regina (1998): „Trennung, Verknüpfung, Vermittlung: Zum feministischen Umgang mit Dichotomien“. In: *Kurskorrekturen. Feminismus zwischen Kritischer Theorie und Postmoderne*, hg.v. Gudrun-Axeli Knapp, Frankfurt/Main, S. 84-125.
- Degele, Nina (2003): „Happy together. Soziologie und Gender Studies als paradigmatische Verunsicherungswissenschaften“. In: *Soziale Welt. Zeitschrift für sozialwissenschaftliche Forschung und Praxis* Nr. 54, S. 9-29.
- Doyé, Sabine/Heinz, Marion/Kuster, Friederike (Hg.) (2002): *Philosophische Geschlechtertheorien. Ausgewählte Texte von der Antike bis zur Gegenwart*, Stuttgart.
- Elberfeld, Rolf (2004): *Phänomenologie der Zeit im Buddhismus. Methoden interkulturellen Philosophierens*, Bad Cannstatt.
- Hirschauer, Stefan (2003): „Wozu ‚Gender Studies‘? Geschlechtsdifferenzierungsforschung zwischen politischem Populismus und naturwissenschaftlicher Konkurrenz“. In: *Soziale Welt. Zeitschrift für sozialwissenschaftliche Forschung und Praxis*, Nr. 54, S. 461- 482.
- Knapp, Gudrun-Axeli/Wetterer, Angelika (Hg.) (2003): *Achsen der Differenz. Gesellschaftstheorie und feministische Kritik II*, Münster.
- Linck, Gudula (2001): *Leib und Körper. Zum Selbstverständnis im vor-modernen China*, Frankfurt/Main et al.
- Luhmann, Niklas (2003): „Frauen, Männer und George Spencer Brown“. In: *Frauen, Männer, Gender Trouble. Systemtheoretische Essays*, hg.v. Ursula Pasero/Christine Weinbach, Frankfurt/Main, S. 15-62.
- Pasero, Ursula/Weinbach, Christine (Hg.) (2003): *Frauen, Männer, Gender Trouble. Systemtheoretische Essays*, Frankfurt/Main.
- Tawada, Yoko (2002): „Eine leere Flasche“. In: dies.: *ÜBERSEEZUNGEN*, Tübingen, S. 53-57.
- Weinbach, Christine (Hg.) (2007): *Geschlechtliche Ungleichheit in systemtheoretischer Perspektive*, Wiesbaden.
- Wetterer, Angelika (2003): „Rhetorische Modernisierung: Das Verschwinden der Ungleichheit aus dem zeitgenössischen Differenzwissen“. In: *Achsen der Differenz. Gesellschaftstheorie und feministi-*

*sche Kritik II*, hg.v. Gudrun-Axeli Knapp/Angelika Wetterer, Münster, S. 286-319.

- Wille, Katrin (2007): „Gendering George Spencer Brown? Die Form der Unterscheidung und die Analyse von Unterscheidungsstrategien in der Genderforschung“. In: *Geschlechtliche Ungleichheit in systemtheoretischer Perspektive*, hg.v. Christine Weinbach, Wiesbaden. (erscheint)